

Leseprobe aus dem Roman „Die Fallstricke des Teufels“ von Heike Stöhr.

Weitere Informationen auf: www.buecherskorpion.eu

Kapitel 1

Sophia stand auf der Treppe, als ein weiterer Schrei hinter der Tür sie erzittern ließ. Eigentlich durfte sie nicht hier stehen und lauschen, eigentlich sollte sie oben in ihrer Kammer liegen und schlafen. Aber sie blieb, obwohl die Kälte der Sandsteinstufen ihr allmählich die nackten Beine heraufkroch.

Nun schrie ihre Mutter erneut, dann hörte sie die Stimme ihres Vaters: „In Gottes Namen, helft ihr doch!“ Er klang wütend und verzweifelt.

Sophia schwitzte und fror gleichzeitig. All ihre Sinne waren auf das Geschehen im Krankenzimmer gerichtet, sodass sie Gertrud, die Köchin, erst bemerkte, als sie unmittelbar neben ihr stand, eine Schüssel mit heißem Wasser in den Händen.

„Sophia, Kind, was machst du denn hier? Mein Gott, du bist ja ganz kalt!“

Gertrud stellte die dampfende Schüssel ab und umschloss die Schultern des Mädchens. Sophia spürte die Wärme, und Tränen schossen ihr in die Augen. Sie lehnte den Kopf gegen den Bauch der Köchin und schluchzte: „Ich habe solche Angst, Gertrud! Wird Gott jetzt auch noch Mutter zu sich holen? So wie er Basti geholt hat!“ Gertrud schob sie sanft, aber energisch von sich und fasste nach Sophias Kinn, sodass das Mädchen der Köchin ins Gesicht sehen musste.

„Das, mein Kind, entscheidet der Herrgott in seiner unendlichen Weisheit ganz allein. Alles, was wir tun können, ist beten. Wenn du deiner Mutter helfen willst, dann geh in deine Kammer zurück und bitte Jesus Christus, unseren Herrn, um Beistand!“ Gertrud sah dem Kind ernst und mahnend in die Augen.

Sophia zog die Nase hoch und versuchte zu nicken. „Ja, Gertrud. Ich werde den Herrn Jesus bitten. Gott hat ja schon den Basti.“

Gertrud hob den Zeigefinger: „Gott handelt nicht mit dir, mein Kind. Er tut, was er für richtig hält. Bete um Einsicht in seinen Willen!“ Sie fasste Sophia an den Schultern und schob sie die Treppe hinauf.

Dann ergriff die Köchin die Schüssel und öffnete die Tür des Krankenzimmers. Der kratzige Geruch von Räucherwerk vermischte sich mit dem süßlichen Gestank von Eiter und Blut. Das Mädchen musste würgen und floh in seine Kammer.

Als Sophia am nächsten Morgen an der Tür ihrer Mutter vorbeischlich, hörte sie statt der Schreie nur noch mattes Stöhnen und qualvolles Husten. Da wusste sie, dass Gott seinen Willen über Nacht nicht geändert hatte.

In der Halle stand ihr Vater. Simon Weyner war ein großer Mann mit breiten Schultern und einem stattlichen Bauch. Jetzt waren seine Schultern nach vorn gesackt. Das dunkelbraune Haar stand an den Schläfen ab, als wäre er immer wieder mit den Fingern durchgefahren. Er

unterhielt sich mit Petter, dem Kutscher, der mit unglücklicher Miene seine Filzkappe knetete. „Nein, die Tore sind noch immer geschlossen. Nur die Leichenwagen dürfen das Dohnaische Tor passieren. Bei Hofmanns und Nacks haben sie inzwischen auch den Schwarzen Tod im Haus.“ Er starrte auf seine Stiefelspitzen.

Der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter. „Der Herrgott gibt´s, der Herrgott nimmt´s. Du weißt, wir müssen uns drein fügen.“ Seine Stimme klang brüchig.

Petter nickte. „Ich weiß, Herr. Aber Messen werden seit gestern auch nicht mehr gelesen. Im Kloster, so hat´s der Jörn, der Knecht von Fuchsens, erzählt, ist fast die Hälfte der Brüder gestorben. Es wäre Gottes Strafe für ihren sündigen Lebenswandel, sagt der Jörn.“

„Jeder von uns hat seine Sünden, für die der Herr uns straft, Petter“, erwiderte der Vater düster. Dann sah Sophia seine Schultern beben, und er schluchzte auf. „Aber meine Clara hat seinen Zorn nicht verdient, sie nicht!“

Petters Blick schweifte unsicher durch die Halle. Sophia, im Schatten der Treppe, hielt den Atem an.

„Ich würd´s nicht sagen, Herr, wenn Ihr nicht schon alles versucht hättet, erst der teure Theriak und jetzt der Medicus aus Dresden. Aber die Leute munkeln von einer Frau in der Holdergasse, die betreibt weiße Magie.“ Petters Stimme war immer leiser geworden, sodass Sophia die Ohren spitzen musste.

„Zauberei?“ Der Vater ließ den Kopf sinken.

Petter trat einen Schritt näher und flüsterte: „Sie hat ihren Bruder und seine drei Kinder geheilt. Alle lagen sie mit den schwarzen Beulen auf den Tod. Seit zwei Tagen geht es ihnen besser. Jetzt hat sie gut zu tun, die Hutzlerin. Viele Verzweifelte wollen ihren Zauber.“

Der Vater strich sich über das Gesicht, dann hob er den Kopf. „Du hast recht, Petter. Wir haben alles versucht, schon bei Basti. Wenn der Herr mir jetzt auch noch Clara nimmt ...“ Seine Stimme wurde brüchig, kraftlos ließ er die Hände sinken. „Hol sie her!“

Sophia fröstelte. Eine Frau, die Hexerei betrieb? Das war verboten! Hexen waren des Teufels! Sophia fragte sich, wie die Hexe wohl aussehen mochte und wie sie die Pestilenz vertreiben wollte. Der Medicus hatte Räucherwerk verbrannt und die Mutter zur Ader gelassen. Das hatte, wie es schien, nicht geholfen.

Sophia beschloss, dass sie die weiße Zauberin sehen musste. Sie würde sich später in der kleinen Nische unter dem Treppenabsatz verstecken. Es würde sowieso niemand nach ihr suchen. Seit vor zwei Wochen zuerst die neue Küchenmagd gestorben war und kurz darauf der Knecht, hatte das übrige Hausgesinde alle Hände voll zu tun. Der Vater hatte sie seit Bastis Tod ganz und gar vergessen. Und nachdem Mutter sich mit den schwarzen Beulen ins Bett gelegt hatte, kümmerte sich höchstens Gertrud ab und an darum, dass Sophia etwas zu Essen bekam und abends zu Bett ging. Manchmal hatte sie das Gefühl, unsichtbar zu sein.

Die Hutzlerin sah enttäuschend gewöhnlich aus, fand Sophia, gar nicht wie sie sich die Hexe ausgemalt hatte. Alles an ihr war rund und rosig. Das Gesicht, die winzige Nase darin, ihr Busen, die Hände. Sie hatte einen Weidenkorb mitgebracht, der mit einem Tuch abgedeckt

war. In dem Korb regte sich etwas, und als das Tuch verrutschte, konnte Sophia einen schwarzen Flügel erkennen. Was wollte die Hexe mit einem Huhn? Vielleicht eine kräftige Brühe kochen? Aber die Mutter behielt schon seit zwei Tagen nicht einmal mehr Wasser bei sich, hatte Gertrud in der Küche erzählt.

Sophia saß in ihrem Versteck und wagte kaum zu atmen. Sie versuchte darüber hinwegzugehen, dass ihr linker Fuß zu kribbeln begann, und horchte ins Treppenhaus. Der Vater und die Hexe mit dem Huhn waren in Mutters Zimmer verschwunden. Gertrud brachte mal wieder eine Schüssel, diesmal eine leere.

Plötzlich ertönte hinter der Zimmertür ein lautes Gackern, dann herrschte wieder Stille. Sophia wunderte sich, warum die Hutzlerin das Huhn nicht auf dem Hof schlachtete, wie Gertrud es immer tat. Doch dann hörte sie die Frau hinter der Tür murmeln. Das Geräusch schwoll an wie ein Bach nach heftigem Regen. Sophia spürte, wie sich die Härchen in ihrem Nacken und auf ihren Unterarmen aufstellten. Der jähe Schrei ihrer Mutter ließ sie aufspringen. Dabei stieß sie mit dem Kopf so heftig gegen einen Mauervorsprung, dass Lichtblitze hinter ihren zusammengekniffenen Lidern tanzten. Keuchend hielt sie sich den Kopf.

Während ihre Finger warmes, klebriges Nass ertasteten, öffnete sich die Zimmertür. Sophia konnte von ihrem Versteck aus nur die Füße, den grauen Rock und die Hände der Hexe sehen. In denen hielt sie ein blutiges Messer, das sie nun in den Korb fallen ließ. Sophia wurde übel.

„Ich habe getan, was ich konnte, Weyner. Aber Ihr habt sehr spät nach mir geschickt. Ich bin nicht sicher, ob ich den Zauber noch rechtzeitig erwirken konnte. Doch das habe ich Euch schon zu Beginn gesagt.“

Sie streckte ihre Hand aus und Sophia sah den Vater nach dem Geldbeutel an seinem Gürtel tasten. Eine Silbermünze daraus wechselte in die blutverschmierte Hand der Hutzlerin.

„Was hast du denn wieder angestellt, Kind!“

Gertrud erwischte Sophia am Arm, als sie an der Küchentür vorbei in den Hof gehen wollte. Sie tastete die blutige Beule auf Sophias Kopf ab und schob das Mädchen in die Küche. Dort drückte sie es auf einen Schemel und holte das Hackmesser mit der breiten Klinge. Sophia schrie auf und sprang vom Schemel. Das blutige Messer der Hutzlerin erschien vor ihrem inneren Auge. Sie schlug nach Gertruds Hand und versuchte zur Tür zu kommen. Zwei große Hände packten sie und hoben sie hoch. „Was ist denn los, Kleine?“ Petter sah sie prüfend an.

„Hat sich wohl den Kopf gestoßen, das dumme Mädel“, sagte Gertrud. „Ich will ihr mit der Messerklinge die Beule kühlen, und sie springt plötzlich auf und schreit, als wär ihr der Leibhaftige begegnet.“

Sophia wurde schwarz vor Augen.

Petter verfrachtete sie wieder auf den Schemel, und Gertrud drückte ihm das Messer in die Hand. „Drück es fest auf die Beule!“, befahl sie.

Einen Moment lang tat es weh, dann spürte Sophia die lindernde Kühle der eisernen Klinge. Ihr Herz schlug allmählich langsamer, und sie überlegte, weshalb sie so in Panik geraten war. Auf eine Beule gehörte möglichst schnell ein kühles Messer. Das machte Mutter auch immer so. Sie erinnerte sich noch daran, wie Basti einmal ängstlich gefragt hatte, ob die Mutter ihm nun die Beule abschneiden würde. Mutter hatte ihm die Wange gestreichelt und gesagt: „Nein, du Dummerchen. Das kalte Messer zieht die Hitze aus deiner Beule, damit sie nicht weiter wächst.“

Sophia tastete nach Petters Hand. „Ich kann es selbst festhalten“, sagte sie.

„Na fein, dass wir wieder vernünftig geworden sind, Kleine. Aber kräftig drücken!“ Der Kutscher ließ sich am Küchentisch nieder, und Gertrud stellte ihm eine Schüssel Suppe hin. Sophia gab sie einen süßen Wecken mit Rosinen in die freie Hand. „Iss. Kindchen! Wirst uns immer dünner, seit das hier angefangen hat.“

Sophia spürte, wie es in ihrer Brust ein klein wenig wärmer wurde, und sie biss hungrig in das frische Backwerk.

Die Köchin streichelte ihren Nacken. „So ist’s recht, mein Mädels! Merk dir, was immer auch geschieht, Essen hält Leib und Seele zusammen! Selbst in solch irrwitzigen Zeiten wie diesen.“

Petter brummte zustimmend und sah Sophia freundlich an, während er sich den letzten Löffel Suppe in den Mund schob. Sophia fragte sich, wie er das schaffte, ohne in den dicht gekräuselten Haaren seines Bartes hängen zu bleiben.

Gertrud stellte ihm noch einen Krug Bier hin und füllte für Sophia Milch in einen Tonbecher. Petter nickte. „Nu, sag ich doch! Irrwitz, was die in der Stadt treiben! Stell dir vor, als ich vorhin in der Holdergasse war, haben die Leute dort erzählt, dass sie gestern die Ursel, die Tochter vom Turmwächter, aus ihrem Grab geholt haben.“

Gertrud ließ den Milchkrug sinken und starrte den Kutscher entsetzt an. „Welch ein Frevel!“ Sophia blieb der Bissen im Hals stecken. Sie griff zu ihrem Becher und versuchte, den Klumpen mit Milch hinunterzuspülen.

„Und nicht nur das.“ Petter senkte die Stimme. „Anschließend haben sie der Leiche mit dem Spaten den Kopf abgeschlagen.“

„Jesus!“ Gertrud schlug die Hand vor den Mund.

„Doch, doch! Der Knecht vom Thanner, du weißt schon, dem Mausfallmacher, hat’s erzählt. Er war dabei!“

Sophia vergaß die schmerzende Beule.

„Das ist Leichenschändung!“, stieß Gertrud hervor. „Und der Herr Pfarrer, was hat der getan?“

„Pah!“ Petter zog die Mundwinkel nach unten. „Der hat doch nicht mehr viel zu bestellen. Die meisten Leute hier hören inzwischen auf das, was der Luther in Wittenberg predigt, das weißt du doch, Gertrud. Selbst wenn Herzog Georg es verbietet.“

Gertrud stemmte die Fäuste in die Hüften. Ihr Gesicht war rot angelaufen. „Aber dass die Toten aus ihren Gräbern gezerrt und geschändet werden, heißt der Luther auch nicht gut,

ganz bestimmt nicht! Und überhaupt, was hat das arme Mädchen denn getan, dass man noch nach ihrem Tod so mit ihr umspringt?“

Obwohl es Sophia bei der Vorstellung von Gräbern und Leichen zutiefst graute, lauschte sie, um ja kein Wort der Unterhaltung zu verpassen.

Petter blickte sich um, so als könnte die Tote gerade jetzt zur Tür hereinkommen. Sophia stellte sich vor, wie die Türmerstochter in ihrem weißen Leichenhemd, still und durchscheinend bleich wie ihr kleiner Bruder Basti in seinem Sarg, in der Küche auftauchte. Sie spürte, wie Gänsehaut sie vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen überzog und presste die Hand vor den Mund, um ein Keuchen zu unterdrücken. Mit einer Mischung aus Faszination und Grauen verfolgte sie das weitere Gespräch.

Petters Stimme war jetzt nur noch ein unheilvolles Raunen. „Es wird von Scharren und Schmatzen des Nachts unter der Erde erzählt. Davon, dass die Toten in ihren Gräbern anfangen zu fressen und einer den anderen nachholte.“

Gertrud war blass geworden. „Nein!“

„Aber ja doch!“ Petter nickte. „Um zu verhindern, dass sie ihre Verwandten und Nachbarn zu sich ins Grab holten, müsse man sie ausgraben und ihnen den Kopf abschlagen oder einen Holzpflöck in ihr Herz stoßen.“

Gertrud stöhnte auf.

„Wenn ich so drüber nachdenke, Gertrud, vielleicht haben die Leute nicht mal unrecht. So geht es doch zu in der Stadt seit dem Tod der Türmerstochter. Erst starb sie, dann erwischte es ihre beiden Schwestern und den Türmer selbst. Ja, sogar hier bei uns, erst die Spülmagd, dann der Knecht, danach der Kleine und nun liegt die Hausfrau auf den Tod.“

Sophia gab ein würgendes Geräusch von sich. Petter und Gertrud drehten sich zu ihr um. Die Köchin schlug die Hände zusammen.

„Herrje, das Kindchen, Petter! Sie hat diesen ganzen Unfug mit angehört. Alpträume wird sie kriegen, die arme Kleine. Wo hast du nur deinen Verstand gelassen, so was vor den Ohren eines unschuldigen Kindes zu erzählen?“

Sie wollte Sophia in den Arm nehmen, doch die wehrte sich heftig und floh aus der Küche. Den angebissenen Wecken ließ sie auf dem Tisch liegen. Sie hätte ihn um nichts in der Welt weiter essen können.

Schmatzte der Basti etwa auch in seinem kleinen Grab auf dem Nikolaikirchhof vor der Stadt? Würde er als Nächstes die Mutter nachholen und schließlich auch sie selbst? Sophias Knie zitterten, in ihrem Kopf pulsierte der Schmerz. Nun kam auch die Übelkeit zurück. Sie schaffte es gerade auf den Abtritt im Hof, wo sie sich wieder und wieder übergeben musste.

Dort fand die Köchin sie und brachte sie hinauf in ihre Kammer. Sophia fühlte sich elend. Widerstandslos ließ sie sich die Kleider ausziehen und zu Bett bringen.

„Muss ich jetzt auch sterben?“, flüsterte sie.

„Unsinn!“, entgegnete die Köchin barsch. Aber Sophia sah die Sorge in ihren Augen.

Petter, der sich hinter ihr in die Kammer gedrängt hatte, stand das schlechte Gewissen ins

Gesicht geschrieben. „Vielleicht sollten wir die Hutzlerin wieder ...“

Weiter kam er nicht. Trotz Schwindel und Übelkeit richtete Sophia sich ihrem Bett kerzengerade auf und fing aus Leibeskräften an zu schreien, bis Schwärze sie umfing und alle Empfindungen auslöschte.

Als sie wieder zu sich kam, blickte sie in das erschöpfte, unglückliche Gesicht ihres Vaters. Neben ihm stand ein schlaksiger junger Mann.

„Ist es die Pest?“, fragte der Vater. Seine Stimme klang erstickt.

Der Mann schüttelte den Kopf. Er hatte die Ärmel aufgerollt und wrang ein Leinentuch über einer Schüssel aus.

„Nein, nein. Sie hat keine Beulen und auch sonst keinerlei Anzeichen dafür.“

Er lächelte Sophia an und legte ihr das feuchte Tuch auf die Stirn. Es roch angenehm nach Kräutern. „Ich denke, sie hat sich den Kopf heftig gestoßen. Übelkeit, Schwindel, Ohnmacht sind oft die Folgen davon. Tut dir der Kopf weh, Kind?“

Sophia nickte, wobei eine weitere Woge von Übelkeit und Schwindel sie überrollte. Der junge Mann half ihr mit sicheren Griffen, sich aufzurichten und hielt ihr eine Schüssel hin. Sie würgte und spuckte, aber ihr Magen war bereits leer.

„Du solltest dich nicht bewegen, bis der Schwindel und die Übelkeit nachgelassen haben. Vor allem halt deinen Kopf still.“

Beinah hätte sie wieder genickt, aber der mahnend erhobene Zeigefinger des Mannes hielt sie rechtzeitig davon ab.

„Ja“, sagte sie stattdessen gehorsam. Doch dann erwachte bereits wieder die Neugier in ihr.

„Wer seid Ihr, ein Medicus?“

„Aber nein, ich bin Bader.“ Er errötete leicht. Er wandte sich an ihren Vater, der hilflos auf seine Tochter herabblickte und ihre Hand streichelte. „Wenn Ihr erlaubt, bleibe ich noch eine Weile hier. Ich glaube zwar nicht, dass der Schädelknochen gebrochen ist. Aber bei Kopfverletzungen kann man anfangs nie genau wissen, wie schlimm es ist.“

Simon Weyner nickte dankbar. Er strich Sophia über die Wange und verließ dann die Kammer.

Der Bader zog für sich einen Schemel an Sophias Bett. „Am besten versuchst du ein bisschen zu schlafen. Sicher fühlst du dich schon besser, wenn du aufwachst“, sagte er.

Und so war es tatsächlich. Zwar hatte sie noch immer Kopfschmerzen, doch die Übelkeit und das Schwindelgefühl waren verschwunden.

Der junge Bader versprach, am nächsten Tag wieder nach ihr zu sehen.

In dieser Nacht starb ihre Mutter. Sophia erfuhr es von Gertrud, denn ihr Vater hatte sich im Kontor eingeschlossen und weigerte sich, mit irgendjemandem zu sprechen. Nicht einmal auf den Friedhof wollte er mitkommen.

...

Kapitel 2

Entsetzt beobachtete Wolf, wie das zähflüssige Blut über den Boden kroch, auf seine Fußspitzen zu. Die Luft war getränkt von dem süßlichen Geruch, der ihm in Nase und Mund drang und seine Lungen füllte. Sein Herz jagte, sein Körper spannte sich zur Flucht. Doch seine Füße schienen auf dem Steinboden der Klosterzelle festgewachsen. Er keuchte, als das Blut um seine Schuhe floss. Die Sohlen saugten es auf wie Papier. Schon färbten sich seine Strümpfe rot, und er fühlte es klebrig feucht seine Beine heraufkriechen. Im selben Augenblick hörte er ein Lachen, das ihn erschauern ließ. Das war kein Blut an seinen Beinen ... nein, jetzt erkannte er es deutlich. Eine riesige Hand, blutrot und krallenbewehrt, umklammerte sein Bein! Plötzlich war der Bann gebrochen, er schlug und trat um sich, wollte sich losreißen, rennen, fliehen ...

„Ruhig, ganz ruhig!“, drang eine Stimme in sein Bewusstsein. „Ihr habt Fieber, Ihr müsst im Bett bleiben.“

Hände drückten ihn in die Kissen zurück, mühsam versuchte er, die Augen zu öffnen. Neben seinem Bett, im Kerzenlicht, sah er eine dralle Magd. Sie lächelte ihn an, hielt ihm einen Becher an die trockenen Lippen. Mühsam versuchte er zu schlucken. Seine Kehle schmerzte, doch die Flüssigkeit tat gut.

Ich darf nicht schlafen, ich muss fort von hier!, war sein letzter Gedanke, bevor ihm die Augen zufielen und er erneut in der Dunkelheit versank.

Im Traum irrte er durch eine endlose Flucht nebeneinander liegender Klosterzellen und seine Füße hinterließen blutige Abdrücke auf den Sandsteinplatten. Verzweifelt suchte er nach einem Ausgang, doch die Zellen schlossen sich zu einem Kreis ohne Anfang und ohne Ende. Und wieder vernahm er das furchtbare hohle Lachen und spürte die glühende Klaue an seinem Bein.

„Sohn der Sünde, mein Sohn! Tu Buße! Du musst büßen ... ewig büßen ...“

Ein Gesicht tauchte vor ihm auf, abgezehrt, mit fanatisch glühenden dunklen Augen, eine Hand klammerte sich an ihm fest, drohte ihn hinabzuziehen in all das Blut, das über den Boden schwappte.

„Neiiiiin!“

Wolf saß aufrecht im Bett. Seine wunde Kehle brannte wie Feuer.

„Alles ist gut! Ihr habt nur geträumt.“

Er fühlte sich schwach. Kopf und Hals schmerzten.

„Ihr habt fast zwei Tage im Fieber gelegen.“ Die Magd schüttelte das Kissen auf. „Der Wirt hat sich Sorgen gemacht, als er Euch schreien hörte. Er brach die Tür auf. Ihr seid schweißgebadet im Bett gelegen, von Fieberträumen geschüttelt.“

„Was habe ich gesagt?“, verlangte er angsterfüllt zu wissen.

„Nichts, was Sinn ergeben hätte. Ihr habt nach Eurem Vater gerufen und ihn gleichzeitig zum Teufel gewünscht. Hörte sich an, als ob Ihr auf den alten Herrn nicht gut zu sprechen wärt.“

Ihr tiefes Lachen jagte ihm trotz seines geschwächten Zustandes ein angenehmes Kribbeln durch den Körper.

„Mein Vater ist tot“, sagte er. Und das stimmt sogar, dachte er düster.

„Nun, wie auch immer, Ihr müsst erst einmal zu Kräften kommen. Ich hole Euch eine Hühnerbrühe.“

Wolfs Gedanken rasten. Was war vor zwei Tagen im Kloster geschehen? Hatte er diesen widerlichen alten Mönch, seinen Vater, wirklich umgebracht, oder war es ein Unfall gewesen? Waren die Stadtwachen womöglich schon auf der Suche nach ihm? Würde er in dieser gottverdammten Stadt am Galgen enden? Verzweifelt knüllte er das feuchte Betttuch in seiner Hand. Warum nur konnte er sich nicht mehr daran erinnern, was genau geschehen war? Er musste hier schleunigst verschwinden! Aber als er aufzustehen versuchte, begann sich das Zimmer zu drehen.

„Seid Ihr denn von Sinnen!“, rief die Magd, die in diesem Augenblick ins Zimmer trat. Sie fasste ihn unter den Armen. Resigniert ließ er sich auf das Bett sinken. Sie breitete die Decke über ihm aus, stützte ihm den Rücken und hielt ihm die Schüssel mit der Brühe an den Mund. Das Schlucken bereitete ihm Schmerzen, und er konnte nichts schmecken.

„Es ist gefährlich, aufzustehen, wenn man so geschwächt ist!“

Sie half ihm, sich wieder hinzulegen. Hoffnung keimte in ihm auf, vielleicht hatte ihn ja niemand gesehen! Vielleicht hielten sie es für einen Unfall! Schwach wie ein neugeborenes Kätzchen lag er da und ließ sich erneut in die Dunkelheit des Schlafs treiben.

Diesmal träumte er von dem Mann, den er sein Leben lang für seinen Vater gehalten hatte. Kalt blickte Schmiedemeister Johann Schumann auf ihn herab.

„Du taugst nichts! Sieh dir deinen Bruder an, der ist jünger und schwingt schon in der Werkstatt den Hammer. Was soll ich nur mit dir anfangen?“

Als Wolf wieder erwachte, war er allein. Er zermartete sich das Hirn, um diese eine Stunde im Dominikanerkloster von Pirna zu rekonstruieren, die sein Leben endgültig aus der Bahn geworfen hatte.

Er wusste noch, dass er den Regen auf dem Dach der Klosterkirche gehört hatte, und er erinnerte sich an die Gesänge der Mönche, die ihre Morgenandacht hielten. Dann war er durch die heruntergekommenen Gebäude gestreift. Schließlich hatte er den Alten in seiner Zelle gefunden – Pater Johannes, von dem seine Mutter behauptet hatte, er habe ihr vor der Ehe mit dem Schmied sündig beigewohnt. Wolf hatte die kurze Reise von Dresden nach Pirna unternommen, um seinen leiblichen Vater mit eigenen Augen zu sehen. Was er sich davon erhofft hatte, wusste er nicht. Vorgefunden hatte er einen kranken, wirren Mann.

„Oh Herr, meine Sünden verfolgen mich!“, hatte Pater Johannes geröchelt, nachdem Wolf sich ihm zu erkennen gegeben hatte.

Für diesen alten Mann war er ebenso Vorwurf und Anklage, wie er es stets für seine Mutter gewesen war. Auch der Mönch konnte ihn nicht anblicken, ohne den Wunsch zu hegen, es gäbe ihn nicht. Wolf erinnerte sich deutlich, wie seine Enttäuschung in Wut umgeschlagen

war, als Pater Johannes auch noch von ihm verlangte, für die Sünde zu büßen, die nicht er, sondern seine Eltern begangen hatten.

„Der Teufel fordert meine Seele“, hörte er die zittrige Stimme des Mönchs. „Und dich, dich will er auch! Wir sind alle des Teufels, wenn wir Gott nicht versöhnen.“ Er packte Wolf am Arm und versuchte, ihn zu sich heran zu zerren. „Du musst mir helfen. Du musst uns retten!“ Und dann hatte der Alte etwas höchst Merkwürdiges erzählt:

„Vor Jahren, als es mit unserem Kloster bergab ging, holte mich der Prior. Er gab mir den Auftrag, die wertvollsten Teile des Klosterschatzes zu verstecken.“ Ein Hustenanfall hatte den Mönch geschüttelt und er spuckte rötlichen Schleim auf den Boden.

„Ich ließ einen Schreiner fünf Kisten fertigen. In vier davon verstaute ich das wertvolle Kirchenggerät. In die fünfte packte ich auf Geheiß des Priors ein Buch. Einen Codex aus Pergament, an die zweihundert Seiten.“ Wieder hielt er inne und rang nach Luft. „Der Prior versicherte mir, dieses Buch enthalte unvorstellbares Wissen, ein Rezept für ewiges Leben.“ Die Stimme des Mönchs war zu einem Flüstern geworden. „Ich vergrub die Kisten im Weinberg des Klosters.“

„Wozu erzählt Ihr mir das?“ Wolf wollte aufstehen, doch die dürre Hand des Mönches krallte sich in seinen Ärmel.

„Hör mir zu, Sohn der Sünde! Niemand außer mir weiß, wo die Kisten sind.“ Der Kranke stieß ein röchelndes Lachen hervor. „Geh in den Weinberg. Grabe links hinter dem Schuppen. Das Buch ... Bring mir das Buch! Ewiges Leben zu schenken steht Gott allein zu. Dieses Buch ist ein Werk Satans, das pure Böse! Ich muss es vernichten! Dann wird der Allmächtige mir vergeben.“ Er hatte Wolf aus brennenden Augen ins Gesicht gestarrt. „Und du musst ebenfalls Buße tun, Sohn! Bring das Kirchenggerät zum Bischof nach Meißen. Übergib es ihm und bitte um Aufnahme in ein Kloster. Du wirst dein Leben Gott weihen, um die Sünde deiner Geburt zu tilgen!“

Da war Wolf aufgesprungen. „Ihr seid verrückt! Ihr redet wirren papistischen Schwachsinn. Nichts werde ich tun!“

Doch sein Vater war erstaunlich flink aus dem Bett gesprungen und hatte sich auf ihn gestürzt. „Aus dir spricht der Teufel! Satan, der Verführer! Lass ab von ihm! Kehre in den Schoß der rechtmäßigen Kirche zurück, Sohn! Büße!“, hatte er gekrächzt.

Was danach geschehen war, wusste Wolf nicht mehr. Er erinnerte sich nur noch an den Anblick des leblosen Körpers auf dem Boden der Zelle. Der Mönch lag da wie gekreuzigt und starrte mit leeren Augen zur Decke. Seine Arme waren zu beiden Seiten ausgestreckt, die Handflächen zeigten nach oben. Die Kutte war hochgerutscht und gab den Blick auf seine bleichen knöchigen Beine frei. Unter dem Kopf breitete sich langsam eine schwarze Lache aus.

Wolf wusste nicht mehr, wie er aus dem Kloster und durch das Stadttor gekommen war. Seine Erinnerung setzte erst wieder ein, als er schwer atmend an der Tür seines Kämmerchens im Gasthof lehnte. Er legte den Riegel vor, entledigte sich der nassen, schmutzigen Kleider. Nackt und zitternd kroch er auf das Bett und zog sich die Decke über

den Kopf.

Doch was sein Vater über die Klosterschätze erzählt hatte, dass er die Kisten suchen und irgendwo zu Geld machen könnte, ging ihm nicht aus dem Sinn..

Dann fielen ihm die Worte des Alten über das Buch ein. Ein Rezept für das ewige Leben? Das klang ganz nach Alchemie, das war die Suche nach dem Stein der Weisen. Wer ihn besaß, war in der Lage, die tiefsten Zusammenhänge des Universums zu verstehen! Schon als kleiner Junge hatte Wolf daheim in der Schmiede gestanden und sich gefragt, wie es möglich war, dass sich härtestes Eisen unter dem Einfluss des Feuers verformen ließ wie Brotteig. Und warum verbrannte Holz hingegen zu Asche? Warum wurde aus Wasser Dampf? Natürlich hatte er von Schmiedemeister Schumann statt Antworten auf diese Fragen Kopfnüsse bekommen. Und wenn er über dem Grübeln darin nachgelassen hatte, den Blasbalg kräftig genug zu bedienen, hatte der Vater den Leibriemen abgeschnallt und ihm den Hintern gegerbt.

Nicht nur, dass sich die Wissbegier jetzt umso heftiger in Wolf regte. Wenn er darüber nachdachte, welche Möglichkeiten das Wissen aus solch einem Buch bieten könnte, wurde ihm schwindlig. Unendliches Wissen bedeutete unendliche Macht und Freiheit! Freiheit, alles zu tun, was er wollte. Kein jüngstes Gericht, das ihn am Ende aller Tage zur Verantwortung ziehen würde. Weder für Sünden, die er selbst beging, noch für die, die seine Eltern bereits mit seiner Zeugung auf ihn geladen hatten.